Der Übersetzer

Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. und der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Druck und Papier

Straelen
Mai/Juni 1984
21. Jahrgang Nr. 5/6

Fritz Senn

Der Weg des billigsten Widerstands

Punktuelle Besprechung von GUY DE MAUPASSANT, ERZÄHLUNGEN, übersetzt von Georg von der Vring und Walter Widmer, Diogenes Verlag, Zürich 1983

Verlage dienen der Literatur - den Autoren und den Lesern. Auch verdienen sollen sie dabei, das ist richtig und kommt den Autoren zugute und letztlich wiederum auch den Lesern. Zu den verlegerischen Aufgaben gehören die Klassiker, die stets angemessen verfügbar gemacht werden müssen. Wie dies etwa geschehen kann, exemplifiziert eine neue Ausgabe der Erzählungen von **Maupassant,** herausgekommen mit vielen, zum Teil schönen, vor allem aber zeitgenössischen Illustrationen. Fünf preiswerte Bände.

Nun, neu ist die Ausgabe eigentlich nicht. Nur steht das nirgendwo drin. Kein Vermerk, daß hier eine etwa 30 Jahre alte Ausgabe des *Phaidon-Verlags* abgedruckt, abgefilmt und mit neuen (alten) Bildern versehen wurde. Vielleicht wiederauferweckt auf Grund einer vorzüglichen Übersetzung?

Mit dem Übersetzen ist das so eine Sache. Es gibt die verschiedensten Auffassungen davon, und die wandeln sich mit der Zeit. Wir vergewissern uns am besten selber und schlagen irgendwo auf, zum Beispiel bei der Geschichte *„Die Schmucksachen" («Les bijoux»).* Unsere Probe beschränkt sich auf die erste Seite, wo M. Lantin und eine junge Frau eingeführt werden, wie sie sich kennenlernen und heiraten. Maupassant ist bekannt für seine kühle, knappe Charakterisierung. Er weiß mit der Sprache umzugehen. Da ist es nun seltsam, wie oft ein einziger Satz auf deutsch gern in mehrere, noch kürzere aufgespalten wird oder aber umgekehrt aus verschiedenen originalen ein einziger wird. Das ist vielleicht weiter nicht so schlimm, und es gibt Wichtigeres.

Freiheiten finden sich die verschiedenartigsten. Es kommt vor, daß eine Mitteilung, «. . . mort dépuis plusieurs années» (gesagt vom Vater der jungen Frau) auch einmal dahinfällt. Zum Ausgleich stehen verdeutlichende Zusätze. Wo es heißt, daß Mutter und Tochter nach Paris ziehen, «dans l'espoir de marier la jeune personne», wird interpretierend ausgeholt: „. . . doch hatte das Mädchen nicht viel Aussicht, sich einmal zu verheiraten." Das ist reichlich überflüssig, und falsch obendrein; denn sechs Sätze später *ist* die junge Dame verheiratet. Na ja, das ist vielleicht weiter alles gar nicht so schlimm, die Gepflogenheiten der Übersetzer waren halt früher ein wenig andere.

Heutzutage sind wir allergisch geworden gegen Klischees; und Maupassant war es schon zu seiner Zeit. Doch wo der Autor im Original nichts Derartiges schreibt, hat unsere Übersetzung „ein *makelloses* Herz", wird *„rückhaltlos* anvertraut" und *„glühend* geliebt", und ein Lächeln - Sie ahnen es schon - *„umspielt"* natürlich die Lippen. Vielleicht alles nicht so bedeutsam und halt eine Frage des Zeitgeschmacks. Wofür uns aber die französischen Klassiker und die Modernisten den Sinn geschärft haben, sind die bewußten Wiederholungen. In den ersten paar Abschnitten steht gleich dreimal „semblait/semblaient", aber von diesem Scheinen ist alles in eleganten Umschreibungen verlorengegangen. Doch die Geschichte handelt eben von Schein und Wirklichkeit, von Echt und Unecht.

Wer gewohnt ist,
auch Kleingedrucktes zu lesen, wird im Impressum dieses „Übersetzers" eine Veränderung bemerken. **Eva Bornemann,** die sich rund zwanzig Jahre lang in selbstloser Weise um unser „Blättle" gekümmert hat, ist aus der Redaktion ausgeschieden; bei der Mitgliederversammlung in Stuttgart hat sie nicht mehr für den Vorstand der Bundessparte Übersetzer kandidiert. Neu hinzugekommen zur Redaktion ist **Holger Fliessbach.**
Noch ein Wort zu unserem - inzwischen chronischen - Zeitverzug: Auch weiterhin lassen wir uns nicht entmutigen und versuchen aufzuholen, ganz im Sinne des Büro-Wandspruchs „Wunder dauern etwas länger". Jedenfalls danken wir unseren Lesern für ihre Geduld.
Juni 1985 *Red.*

Auch in der deutschen Fassung stoßen wir auf Wiederholungen, auf vier Zeilen gleich viermal dieselbe Vorsilbe - „überaus . . . Überblick . . . Überfluß . . ., Überraschungen" -, und darin könnte eines Autors Absicht stecken. Maupassant hat aber nichts Entsprechendes; der Übersetzer war bloß frei und ungeschickt. Ist ja möglicherweise auch nicht so schlimm, und deswegen geht die Welt noch nicht unter.

Einen nicht unerheblichen Unterschied könnte man darin sehen, daß Maupassant von M. Lantin im allerersten Satz sagt: «l'amour l'enveloppa comme un filet», und der Übersetzer ein mattes „seither liebte er sie" daraus macht. Das ist nicht dasselbe, und es wirkt auch ganz anders; zudem ist in einer Erzählung von Schmuck und Kleidern, also dem äußeren Anschein, das Umhüllen („l'enveloppa") nicht ganz nebensächlich. Andererseits wird aus einer schlichten Aussage, «On ne pourrait trouver mieux» (wie die Leute sagen), ein aufgemöbeltes Bild: „Mit ihr zieht er das Große Los."

All dies, wie gesagt, ist womöglich nicht gravierend; aber man könnte mit Staunen und Wundern noch viel ähnliches zusammentragen. Der hier ausgewählten Pedanterien kurzer Sinn ist, daß ungefähr alles sprachlich danebengeht. Es mag pingelig sein, zu verlangen, daß aus einem Aussagesatz nicht ein Ausruf gemacht wird, wie es hier geschieht:

> „Wieviel kleine Überraschungen an Leckereien und Naschwerk brachte sie ihrem Gatten auf den Tisch!"

Aber - Stil hin, Syntax her - es mag nicht unwichtig sein, daß der Autor der Ehefrau „Aufmerksamkeit" bezeugt, „attentions", nicht Überraschungen. Und schon gar nicht Überraschungen von a) Leckereien und b) Naschereien, sondern so etwas wie a) und b) und c); also eine Aufreihung, und zwar:

> «Il n'était point d'attentions, de délicatesses, de chatteries qu'elle n'eût pour son mari; . . .»

Aufmerksamkeiten, also, *und* „Delikatessen" (daher „Leckereien" *und* erst noch „Naschwerk" = „chatteries" (?). Maupassant meint, die Frau bringe so etwas auf wie Zärtlichkeit und Schmeichelei (Katzen, *chats,* verhalten sich so). Der Übersetzer aber ist unvermutet in ein Delikatessengeschäft geraten und führt nun die ganze Liebe ausschließlich durch den Magen. Für die Leckereien braucht er dann auch einen Tisch, den er der Erzählung freizügig beisteuert.

Nun kann jeder mal danebengreifen. Übersetzen ist menschlich. Immerhin würde man von einem Maupassant-Übersetzer etwas mehr Kenntnisse der delikaten Feinheiten der französischen Sprache wünschen. Der Schluß ist eindeutig. Hier liegt eine unsorgfältige Arbeit, ein Pfusch, vor, erledigt vielleicht in Hast und bei schlechter Bezahlung, wer weiß; und offenbar hat sich niemand das Zeug je angesehen. Und das wird jetzt neu verkauft, in grünem Umschlag, ohne Quellen- oder Zeitangabe. Ist denn niemand zuständig? Hat ein Lektorat geschlafen? Lektoren müsten doch so etwas bemerken; allerdings können die ja auch nicht alles, was mechanisch abgeklatscht wird, bis in die letzte Einzelheit nachprüfen.

Doch Moment! Ist denn das nicht gerade der Verlag, wo vor einem guten Jahr in zwei Blitzaktionen das ganze Lektorat gekappt wurde? Aha. Da zeigt sich eben nur, daß solche *„Konzentrationen"* der Sache nicht dienen, selbst wenn versichert wird, daß (Originalton Verleger) *„die Redimensionierung des Verlags gerade der Qualität der einzelnen Edition zugute kommen"* soll *(Tages-Anzeiger*, Zürich, 3. 3. 1983). Die Qualität ist nun für alle öffentlich einsichtlich (siehe die Gegenüberstellung mit dem Original im Kasten).

Nur lief dies alles gar nicht so. Die Maupassant-Edition ist nicht eine Panne der lektorenlosen Zeit, sondern wurde noch im unwirksamen Beisein des alten Lektorats programmiert. Und die Lektoren haben nicht geschlafen, sondern waren, im Gegenteil, stichprobenartig wach und haben ausgerechnet die oben erwähnten Fälle – wie ich bezeugen kann – dem Verleger vorgehalten, mehrmals, einzeln und gemeinsam, mündlich und schriftlich. Und er hat sich mit Autorität und Gespür *für* diese Ausgabe entschieden. (Und daß man dann ein Lektorat, auf das man ohnehin nicht zu hören gedenkt, auch gleich entläßt, ist nur sinnvoll und rationell.) Nun wäre es ja möglich, daß die ausgewählte abgefilmte Übertragung ganz *andere* Qualitäten aufweist, vielleicht in Stil und Ton (z.B.: „überaus . . . Überblick . . . Überfluß . . . Überraschungen") so großartig ist, daß ein paar Dutzend Mängel pro Seite leicht aufgewogen werden. Kann sein. Ich glaube es selber nicht, kann mich aber täuschen. Mir scheint die Übersetzung ein grausliches Beispiel zu sein von Nacherzählung in kreativer Unbekümmertheit. Zu dick aufgetragen? Bitte: „Un rayon de soleil le réveilla, et il se levait lentement pour aller à son ministère." Daraus wird: „Ein Sonnenstrahl weckte ihn. Er erhob sich und *war unentschlossen.* Das Ministerium *fiel ihm ein."* Ein anderes Drehbuch.

Es gibt natürlich einen einsehbaren Grund für diese Ausgabe. Sie war billig zu haben und billig zu reproduzieren. Denn man hätte ja auch, im Dienst der Literatur, einen neuen, zeitgemäßen, irgendwie adäquaten Maupassant schaffen können, mit Übersetzern, die das Original ernst genommen hätten. Das hätte Geld gekostet und Zeit gebraucht – und man hätte erst noch alles wieder durchsehen lassen müssen, eben von einem Lektor (und *das* Wort wollen wir jetzt nicht mehr hören!). Dann doch lieber die billigste aller Lösungen.

Hier geht es nicht um die Schlamperei eines der beiden Übersetzer (von dem anderen, *Walter Widmer,* ist hier nicht die Rede). Es geht um die oft berufene Verantwortung des Verlegers. Um die beinahe ethische Frage der Achtung, die ein Verleger vor dem Klassiker und Stilisten Maupassant hat, wenn er WISSENTLICH die miieseste Übersetzung neu verpackt. Und um die Achtung vor dem Leser, dem hier in managerialer Entscheidung ein weiterer Packen Kulturramsch auf den Markt gekippt worden ist. Es fragt sich, ob die kaufmännische Mißachtung des Worts den eigenen guten Klassikerausgaben, die der Verlag *auch* hat, nicht schaden wird. Die verlegerische Annahme ist natürlich, daß der Leser das alles eh nicht merkt. Und die Bilder sind wirklich hübsch. Etwas clevere Aufmachung, noch ein bißchen Werbung, und die Sache läuft.

Es gibt eine deutsche Redensart, die auf unser Lehrstück gut paßt; und selbst Guy de Maupassant hätte nur mit Mühe das Ganze so knapp auf französisch zusammenfassen können. Sie heißt: „für dumm verkaufen". **Caveat lector!** Oder: Tote, vernaschte Autoren können sich nicht mehr wehren. Kaufende, kritische Leser schon.

Les Bijoux

Monsieur Lantin ayant rencontré cette jeune fille, dans une soirée, chez son sous-chef de bureau, l'amour l'enveloppa comme un filet.

C'était la fille d'un percepteur de province, mort depuis plusieurs années. Elle était venue ensuite à Paris avec sa mère, qui fréquentait quelques familles bourgeoises de son quartier dans l'espoir de marier la jeune personne. Elles étaient pauvres et honorables, tranquilles et douces. La jeune fille semblait le type absolu de l'honnête femme à laquelle le jeune homme sage rêve de confier sa vie. Sa beauté modeste avait un charme de pudeur angélique, et l'imperceptible sourire qui ne quittait point ses lèvres semblait un reflet de son cœur.

Tout le monde chantait ses louanges; tous ceux qui la connaissaient répétaient sans fin: «Heureux celui qui la prendra. On ne pourrait trouver mieux.»

M. Lantin, alors commis principal au ministère de l'Intérieur, aux appointements annuels de trois mille cinq cents francs, la demanda en mariage et l'épousa.

Il fut avec elle invraisemblablement heureux. Elle gouverna sa maison avec une économie si adroite qu'ils semblaient vivre dans le luxe. Il n'était point d'attentions, de délicatesses, de chatteries qu'elle n'eût pour son mari; et la séduction de sa personne était si grande que, six ans après leur rencontre, il l'aimait plus encore qu'aux premiers jours.

Die Schmucksachen

M. Lantin hatte das junge Mädchen auf einer Abendgesellschaft seines Vizedirektors kennengelernt; seither liebte er sie.

Sie war die Tochter eines Steuereinnehmers aus der Provinz. Die Mutter war mit ihr nach Paris gezogen. Man verkehrte zwar mit verschiedenen Bürgerfamilien des Viertels, doch hatte das junge Mädchen nicht viel Aussicht, sich einmal zu verheiraten. Es waren arme, aber ehrenwerte, ruhige und angenehme Leute. Die Tochter hatte alle Anlagen zu einer lieben und verständigen Frau; jeder junge Mann, der gescheit ist, weiß, was das heißt: eine Frau, der man sein Leben rückhaltlos anvertrauen kann. In ihrer schlichten Schönheit lag ein madonnenhafter Zauber, und das unmerkliche Lächeln, das allezeit ihre Lippen umspielte, mochte ein Abglanz ihres makellosen Herzens sein.

Wer sie kannte, sang ihr Lob; überall hieß es von ihr: „Glücklich der Mann, der sie bekommt. Mit ihr zieht er das Große Los."

M. Lantin, damals Bürovorsteher im Ministerium des Inneren mit einem Jahresgehalt von dreitausendfünfhundert Francs, hielt um ihre Hand an und heiratete sie.

Er wurde überaus glücklich mit ihr. Sie leitete seinen Haushalt mit so viel Überblick und Gewandtheit, daß er manchmal das Gefühl hatte, als lebten sie im Überfluß. Wieviel kleine Überraschungen an Leckereien und Naschwerk brachte sie ihrem Gatten auf den Tisch! Ihr persönlicher Reiz war so groß, daß er sie sechs Jahre nach ihrem ersten Sehen noch ebenso glühend liebte wie damals.

Walter Boehlich

Lobrede auf Anneliese Botond

bei der Verleihung des Johann-Heinrich-Voß-Preises

Wie die Erfahrung lehrt, kann man vieles und viele loben, zu Recht oder zu Unrecht. Das Lob Gottes ist einmal ebenso beliebt gewesen wie das Lob der Faulheit berechtigt; es ist die Freundschaft gelobt worden, der Knastertoback, die Torheit, das Eisen, der schlechte Schriftsteller, die grüne Farbe und die rote Farbe, und was sonst noch alles. Jedermann weiß, wie ein Herrscherlob auszusehen hat, oder ein Städtelob, vom Frauenlob ganz zu schweigen. Aber wie lobt man eine Übersetzerin? Mit mehr als der schlichten Erklärung, sie sei lobenswert? Rhetorische Kniffe werden da kaum erlaubt sein, und selbst wenn sie der Wahrheit entspräche, hülfe die Formel „ich finde keine Worte" oder „auch Bessere als ich wären dieser Aufgabe nicht gewachsen" keinen Schritt weiter. Nicht anders steht es mit der entgegengesetzten Möglichkeit, die in die Worte gekleidet zu werden pflegt: „alle Welt preist die Übersetzerin A. B.", denn natürlich interessiert sich alle Welt für alle Welt, aber doch nicht für Übersetzerinnen, auch wenn diese preisenswert und preiswert – im einen wie im andern Wortsinne – sind.

Die Wahrheit ist, daß Übersetzerinnen und Übersetzer höchst selten gepriesen werden, weil die Übersetzerei etwa den Stellenwert einer Dienstleistung in einer arbeitsteiligen Welt hat. Wenn es schon merkwürdig ist und zu dem geführt hat, was wir entfremdete Arbeit nennen, wenn es also merkwürdig ist, daß die einen für die anderen Brot backen oder die einen den anderen den Dreck wegräumen, so ist es doch noch viel merkwürdiger, daß die bequeme Mehrheit einer verachteten oder geringgeschätzten oder übersehenen Minderheit das Übersetzen von Büchern zugeschoben hat und damit auf das Vergnügen verzichtet, Bücher in ihrer Ursprungssprache zu lesen, in der sie in aller Regel recht anders aussehen als in einer Übersetzung. Lesen wir wirklich Homer oder eher Johann Heinrich Voß, lesen wir wirklich Strindberg oder eher Emil Schering – um neben ein gutes Beispiel ein schlechtes zu setzen?
Allerdings: wenn wir Voß für einen guten und Schering für einen schlechten Übersetzer halten, müßten wir Kriterien besitzen, Gutes von Schlechtem zu scheiden, und hätten dann vielleicht auch die Möglichkeit, das Lob eines Übersetzers oder einer Übersetzerin nicht bloß zu begründen, sondern auch in mehr als nur einem freundlichen Satze auszudrücken.
Voß also, darüber scheint Einigkeit zu bestehen, war ein guter Übersetzer, denn warum sonst vergäbe die Darmstädter Akademie einen Johann-Heinrich-Voß-Preis? Voß ist für uns der gelehrte Schulmann, dessen ganze Leidenschaft gewesen ist, Homer – und nicht nur Homer – für die Deutschen lesbar zu machen, und zwar in deutschen Hexametern. Er hat diesem Unternehmen Jahre geopfert und dafür Tadel wie Ruhm geerntet; Reichtümer freilich nicht. Er hatte so wenig Geld, daß er sich lange Zeit eine anständige Homer-Ausgabe leihen mußte, weil er selbst keine kaufen konnte. Von seinem Otterndorfer Gehalt konnte er seine Familie nicht ernähren, er mußte dazuverdienen, und das tat er, indem er gegen Lohn übersetzte, zum Beispiel 1001 Nacht in sechs Bänden, aus dem Französischen, mit der linken Hand. Nichts von dem, was seine Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen auszeichnet, zeichnet dieses Brot-Werk aus. Mit der ohnedies freien französischen Übersetzung ist auch er äußerst frei umgegangen, ohne die geringste Vorstellung davon, was arabische Prosa und arabische Poesie ist. Das haben wir vergessen, so wie wir die Leiden und Entbehrungen der Übersetzer überhaupt zu vergessen geneigt sind. Der Homer dagegen, das ist die so hinreißende wie hingerissene Anstrengung, in der Übersetzung das Original zu retten, und man könnte wohl sagen, daß wir seitdem wissen, was Übersetzen sein kann, wenn auch recht selten ist.

Für diese Art des Übersetzens ist die entscheidende Prämisse, alle Rücksicht auf den originalen Autor zu nehmen, keine aber auf den Leser, dem damit zugemutet wird, was er nicht schätzt: Anstrengung. Er muß sich, auch wenn er einen Text nicht im Original liest, fast so anstrengen, als läse er das Original. Das allerdings setzt wieder voraus, daß der Übersetzer sich erst einmal klargemacht hat, wie sein Autor seinen Text strukturiert hat, was er wie sagt, und warum er es so und nicht anders sagt. Das heißt: Übersetzerin oder Übersetzer sollen zwar in beiden Sprachen geübt sein, aber wenn sie bloß das sind, können sie die Sache bleiben lassen – sie würden scheitern. Sie müssen wenigstens potentiell auch Kritiker und Philologen sein, womit wir endlich auch konkret bei Anneliese Botond gelandet wären. Sie wird heute ausgezeichnet als Übersetzerin, aber die, die sie auszeichnen, sollten bedenken, daß sie gleichzeitig eine vortreffliche Kritikerin und Philologin auszeichnen und daß sie sie nicht auszeichnen könnten, wenn sie das nicht auch wäre.

Anneliese Botond hat erst spät zu übersetzen begonnen, zunächst aus Liebhaberei, dann zum Broterwerb. Sie hat sich nicht das Bequeme und vergleichsweise Leichte ausgesucht, sondern bald das extrem Schwierige, vor allem den Spanier Ramón del Valle-Inclán und den Cubaner Alejo Carpentier, und diesen zweiten in einem Umfange, daß wir ihn ohne sie gar nicht besäßen. In keinem der beiden Fälle ist sie die erste gewesen, was uns in den Vorteil des Vergleiches setzt. Und dieser Vergleich zeigt, daß es vor ihr zwar die Möglichkeit gab, in gewissem Umfange den Inhalt einiger Bücher Carpentiers kennenzulernen, oder auch den Inhalt von Valle-Incláns „Frühlingssonate", aber nicht mehr. Die Originale waren etwas so vollkommen anderes, etwas sprachlich, syntaktisch und poetisch anderes, daß tatsächlich erst der Tag kommen mußte, an dem das heilige Ilion wieder auferstand, an dem wir zum Beispiel lesen konnten: „Aus Silber die schlanken Messer, die zierlichen Gabeln; aus Silber die Schüsseln, wo ein Baum aus getriebenem Silber in der Vertiefung des Silbers den Bratensaft auffing; aus Silber die Obstständer mit den drei runden, von einem silbernen Granatapfel gekrönten Schalen; aus Silber die von Silberschmieden gehämmerten Weinkrüge" usw. usw.
Es war das erstemal, daß ich den spanischen Carpentier in einer deutschen Übersetzung wiedererkannte, und es war der Tag, der mich für die Übersetzerin Anneliese Botond gewonnen hat. Die sich vor ihr an Carpentier versucht hatten, hatten seine Syntax eingeebnet, seine Sprache verdorren lassen; sie waren weder Kritiker noch Philologen. Sie konnten nicht genug und sie wußten nicht genug, denn wissen muß der Übersetzer unendlich viel. Es geht ihm da nicht anders als dem Philologen, wozu der große August Boeckh in seiner „Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften" bemerkt hat: „Daß die Philologie Polymathie ist, folgt mit Nothwendigkeit aus ihrem Begriffe, indem sie ja auf keinen Gegenstand beschränkt ist."
Nichts, was in der Literatur nicht vorkommen könnte, und es kommt in ihr umso mehr vor, je gebildeter oder wissender ihre Autoren sind. Carpentier, der nicht lediglich Literat, sondern auch Musikologe, Liebhaber der Schönen Künste, Freund der Ethnologie, Bewunderer vieler Literaturen und Kenner noch der absurdesten historischen Fakten war, mutet seiner Übersetzerin einiges zu. Wäre Anneliese Botond nicht eine femme savante, es wäre ihr gegangen wie ihren Vorgängern und Vorgängerinnen. So aber folgt sie scheinbar mühelos den tausendfältigen Anspielungen ihres Autors, macht sie wiedererkennbar oder überhaupt erst erkennbar, dort nämlich, wo durch Schuld der Setzer oder versagendes Gedächtnis des Urhebers nur Ungefähres oder Irreführendes steht. Wie viele fremdsprachliche Zitate hat sie wieder in Ordnung gebracht oder aus einem verderbten Assemino den gemeinten Assemani gemacht. Und wie oft, frage ich mich, wird es ihr ergangen sein wie Johann Heinrich Voß, der Monate und Monate damit hingebracht hat, hinter den Sinn des homerischen Wortes „orsothyrä" zu kommen und dann in der Dämmerung zum Bürgermeister Schmeelke „hinüber sprang", als er nach „jährigem Umhertappen" den Sinn gefunden zu haben glaubte – übrigens nur glaubte: er hatte sich getäuscht.

Wer immer übersetzt, ist der Täuschung ausgesetzt und wird sich an dieser oder jener Stelle irren, und so kommt es denn, daß ein Roman Carpentiers in der ersten Übersetzung mit den Worten beginnt: „Seit vier Jahren und sieben Monaten hatte ich das Gebäude mit den weißen Säulen nicht mehr betreten, dessen Giebel mit den finsteren Reliefs ihm die Strenge eines Justizgebäudes gaben", während der selbe Roman in der späteren Übersetzung durch Anneliese Botond mit den Worten beginnt: „Vier Jahre und sieben Monate waren vergangen, seit ich das Haus mit den weißen Säulen, dem Architrav und den strengen Gesimsen, die ihm das düstere Ausstehen eines Justizpalastes verliehen, nicht mehr gesehen hatte . . ." Ja, was ist ein Giebel, was ein Architrav, was sind finstere Reliefs, was strenge Gesimse, und gleich darauf, was ist eine Laterne, und was ein Scheinwerfer? Wörter für Sachen, deren gemeinte Bedeutung sich nicht aus dem Wörterbuch, sondern nur aus dem Kontext erschließt.
Sprachbeherrschung, schön und gut, Vokabelkenntnis, auch schön und gut, aber das macht ja nicht den Übersetzer, sondern die Begabung des erhellenden Blicks und die zwanghafte Beschäftigung mit tausenderlei Materien, von denen der Übersetzer 999 erst kennenlernen muß, um aus dem hoffnungslosesten Geschäft der Welt, dem Übersetzen, etwas nicht ganz so Hoffnungsloses zu machen. Die Mühe und die Kunstfertigkeit, die Begabung und das Wissen, vor allem aber die Ausdauer, Tugenden, von mir aus, die Johann Heinrich Voß besaß und die Anneliese Botond besitzt, Tugenden umsomehr, als sie vergolten werden mit einem wahren Hungerlohn.

„Beliebte Ausreden"

In einer kürzlich erschienenen Ausgabe der Zeitschrift *The Author,* Organ der „Society of Authors", London, schreibt Mark Le Fanu, Geschäftsführer der Society, unter anderem darüber, weshalb manche Buchhändler manche Bücher nicht bestellen wollen. Während der siebziger Jahre wurde von Laurie Edmonds, einem „Veteran unter den Verlagsvertretern", ein Katalog von 101 Ausreden zusammengestellt, warum ein bestimmtes Buch auf den Regalen der Buchhandlungen nicht zu finden sei. Unter diesen Ausreden gibt es zum Beispiel folgende:

Je mehr Bücher man anzubieten hat, desto mehr werden geklaut.
Bestelle ich das Buch beim Sortimenter, kommt es nie an.
Bestelle ich das Buch beim Sortimenter, wird von der Auslieferung meine Bestellung verdreifacht.
Das Buch wurde von einer Frau geschrieben.
Das Buch wurde von einem Amerikaner (einer Amerikanerin) geschrieben.
Das Buch ist eine Übersetzung.
Ich möchte abwarten, ob und wie es rezensiert wird.
Ich möchte abwarten, ob es für das „moderne Antiquariat" bestimmt ist.
Das Buch ist nur etwas für Literaturkritiker.
Ich warte ab, bis es jemand verlangt.

Edmonds behauptet in einer der letzten Nummern des *Bookseller* (englisches Äquivalent des *Börsenblattes),* es habe sich seither eigentlich nicht sehr viel geändert, außer, daß man heute etwas weniger voreingenommen gegen weibliche Autoren ist und daß es natürlich inzwischen etwa 10 000 weitere Titel gebe, die von dem Buchhändler abgelehnt werden können. Die beiden beliebtesten, heutzutage gebrauchten Ausreden lauten:

Es ist nicht vom Fernsehen verfilmt worden
Es *wurde* in einem Literaturprogramm des Fernsehens erwähnt.

E. B.

Holger Fliessbach

Die Übersetzung, die keine war

Eine Zauber-Posse in drei Briefen

Am 13. Oktober 1976 läutete mein Telefon. Am Apparat war der Cheflektor des P.-P.-Verlages in Aschaffenburg - ein Mann, den ich nicht kannte. In einem mit mancherlei Causerien durchsetzten Gespräch bot er mir ein Zauberbuch für Kinder zur Übersetzung an. Nachdem er aufgelegt hatte, diktierte er folgenden Brief:

P.-P.-Verlag
8750 Aschaffenburg
13. 10. 1976
Lieber Dr. F.,
nach einem so sympatischen [sic] Telefongespräch müssen Sie mir diese Anrede schon gestatten: es war eine Freude, Sie kennenzulernen!
Während unseres Gespräches haben wir folgendes vereinbart:
1) Wir senden Ihnen heute mit gleicher Post ein Exemplar des Werkes AMAZE AND AMUSE YOUR FRIENDS (deutscher Titel: WAS SPIELEN WIR HEUTE?). Sie wollten prüfen, ob Sie das Werk übernehmen und gegebenenfalls bis Monatsende übersetzen könnten. Wir dürfen Sie Montag, den 18. 10. 76, nochmals anrufen, um eine endgültige Entscheidung zu erfragen.
2) Wir haben uns auf einen Tarif [sic] von DM 15,- (Fünfzehn) pro Manuskriptseite von 30 Zeilen zu je 60 Anschlägen geeinigt.
In der Hoffnung auf eine gute und vor allem ständige Zusammenarbeit und mit den besten Grüßen sind wir
Ihr
P.-P.-Verlag
(gez.)
Liz. phil. Harald K.
Chef-Lektor

Der Vertrag wurde perfekt, die Übersetzung kam fristgerecht in Aschaffenburg an, das Honorar landete pünktlich auf meinem Postscheckkonto - so weit, so gut. Das Buch ist nie erschienen, die Zusammenarbeit hatte die Beständigkeit einer Seifenblase . -

Und so vergingen die Jahre. -
1977 wurde und verging. -
1978 wurde und verging. -
1979 wurde und verging. -
1980 wurde und verging.-
Endlich kam ein Brief:

P.-P.-Verlag
8750 Aschaffenburg
Ihr Manuskript - Zauberkunststücke und Denksportaufgaben -
Sehr geehrter Herr Dr. F.,
in der Anlage schicken wir das uns von Ihnen zugesandte Manuskript zu unserer Entlastung zurück.
Wir sind ein katholisch-theologischer Fachverlag und sehen uns daher nicht in der Lage, ein Buch mit Ihrem Manuskript herauszubringen. Vielleicht wenden Sie sich an einen belletristischen Verlag.
Mit freundlichen Grüßen
P.P.
Buchhandlung und Verlag
(gez.)
Dr. Bernd P.
- nach Diktat verreist -

Nachdem ich mich durch einen Griff an den Kopf davon überzeugt hatte, daß derselbe noch an der gewohnten Stelle saß, antwortete ich:

Grafing, 18. 9. 1981
Sehr geehrter Herr Dr. P.,
das Manuskript, das Sie mir zurückschicken, habe ich Ihnen nicht „zugesandt", sondern der P.-P.-Verlag hat es – es handelt sich um eine Übersetzung – bei mir in Auftrag gegeben. Dem Text liegt das Buch AMAZE AND AMUSE YOUR FRIENDS zugrunde, das ich im Oktober 1976 für Ihren Cheflektor, Herrn Lic. phil. Harald K., ins Deutsche übertragen und bearbeitet habe. (Vgl. seinen Brief an mich vom 13. 10. 1976 und meine Antwort vom 16. 10. 1976).
Zu meinem großen Bedauern muß ich Ihrem Brief entnehmen, daß der Verlag von seiner ursprünglichen Absicht, ein Zauberbuch für Kinder herauszubringen, abrückt. Schon 1976 war P. ein „katholisch-theologischer Fachverlag"; warum geht heute nicht mehr, was damals möglich schien?
Durch das Nichterscheinen meiner Übersetzung entsteht mir, wie Sie verstehen werden, ein beträchtlicher ideeller Schaden. Mit einer Übersetzung, die nicht erschienen ist, kann ich nicht für meine Arbeit werben; der Titel erscheint nicht in der Liste meiner Publikationen; mir entgehen Tantiemen der VG Wort und Wissenschaft. Außerdem mußte ich wegen dieser nicht erschienenen Übersetzung andere Aufträge ablehnen, die mit hoher Wahrscheinlichkeit zu einer Veröffentlichung geführt hätten. Unter diesen Umständen muß ich Sie bitten, mir eine Entschädigung für das Nichterscheinen meiner Übersetzung in Höhe von 33 Prozent des damaligen Honorars (DM 1.125,–) zu zahlen, das sind abgerundet DM 370,–. Diesen Betrag erbitte ich binnen zwei Wochen auf mein Sparkassenkonto.
Mit freundlichen Grüßen,
Dr. H. F.

Danach kam nichts mehr – nur noch eine Mahnung von mir, nach der erst recht nichts kam. Comoedia finita!
P.S.
Nachdem sich auch ein „belletristischer Verlag" für das Zauberbuch nicht interessiert hat, liegt in meinem Keller eine herrenlose Übersetzung. Wer mag sie haben?

Nun hat diese Posse außer der kuriosen ja auch noch eine rechtliche Seite. Und in dieser Hinsicht verweist das unentschiedene Ende der Geschichte zurück auf den Anfang, auf die allzu unpräzise Formulierung des Übersetzungsauftrags, die keinerlei verlags- und urhebervertragliche Komponenten enthält. Dem Verlag wird nicht einmal ausdrücklich das Recht zu Vervielfältigung und Verbreitung eingeräumt, umgekehrt ist von einer Pflicht, dieses Werk in der Übersetzung zu vervielfältigen und zu verbreiten, auch nicht die Rede. Dadurch wäre eine juristisch unklare und reichlich problematische Situation entstanden, hätte der Übersetzer seinen Anspruch auf Entschädigung vor Gericht durchsetzen wollen.
Resümee von Wolfgang Schimmel aus der Rechtsabteilung der IG Druck und Papier: Wer Wert auf die Publikation seiner Übersetzung legt, sollte solche Aufträge/Verträge nicht akzeptieren. Bei der Durchsetzung von Entschädigungsansprüchen wegen unterlassener Publikation läuft man bei solchen Vertragsgestaltungen ein ganz erhebliches Risiko. Vielleicht ist es gut, daß diese Geschichte mit einem „Unentschieden" und nicht mit einem verlorenen Prozeß endet. Und um solche Situationen von vornherein zu vermeiden, sollte man sich stets an den NORMVERTRAG für den Abschluß von Übersetzungsverträgen halten. *Red.*

Aus dem Traumleben eines Übersetzers

In meinem Text kam *his own and only grave* vor. Ich staunte über diese Formulierung. Kann man denn mehr als ein einziges und eigenes Grab haben? Ein Massengrab war in diesem Zusammenhang unwahrscheinlich. Aber der Traum ging weiter. In dem Buch, das im China der Jahre 1854–1874 spielt, wird den Friedhofbesuchern gesagt, es handele sich um das Grab von Philipp Reis, dem Erfinder des Telefons.
Vor Schreck wachte ich auf und versuchte zu ergründen, wie ich auf diesen Quatsch gekommen war. Es war ganz einfach: Abends hatte ich in einem Telefongespräch einige anachronistische Irrtümer meines Autors erwähnt. (Über seinen Namen schweigt des Sängers Höflichkeit, nur soviel sei gesagt, daß er nicht elegant schreibt.) Ich hatte meinem Gesprächspartner z.B. erzählt, daß besagter Autor einmal Kaiser Wilhelm II. das Ritterkreuz mit Schwertern und Brillanten verleihen ließ, einen Orden, den erst Adolf Hitler gestiftet hat. In einem zweiten Buch läßt er seine Protagonisten in Macao Champagner trinken zu einer Zeit, da der tüchtige französische Mönch das Herstellungsverfahren noch nicht erfunden hatte. In dem Roman, an dem ich jetzt arbeite, wird die Insel Formosa zwanzig Jahre, ehe es wirklich geschah, von den Japanern besetzt.
Und als sei es die Aufgabe des Übersetzers, die Zahl der Fehler zu vermehren, die der Originalautor womöglich aus Versehen nicht gemacht hatte, erinnerte ich mich im Schlaf an den gerade im Radio erwähnten 150. Geburtstag von Philipp Reis, und flugs wurde das in mein Traumbuch hineinverwoben.

Margaret Carroux

Frank J. Heinemann

Paßt dem Linguisten Gerda ihr Kleid?

Zwanzig Jahre besteht das „Institut für deutsche Sprache" in Mannheim nun und gönnte sich und vierhundert Sprachwissenschaftlern deshalb einen großen internationalen Kongreß. Einer, er kam aus England, bekannte seinen deutschen Kollegen: „Ich habe lange gebraucht, um das Formular auszufüllen, mit dem ich bei meiner Universität ein Reisestipendium für Mannheim beantragte: denn wie sollte ich bloß das Tagungsthema ins Englische übersetzen?"

„Sprachkultur" hieß das Generalthema. Wenn auch in englischen Augen ein sehr „deutscher" Gegenstand, so doch auf jeden Fall ein „gesamtdeutscher". Denn der Begriff, den man beispielsweise noch im „Großen Brockhaus" von 1973 vergeblich sucht, wird in der DDR, deren Linguisten insoweit die Tradition der „Prager Schule" der zwanziger Jahre fortführen, schon seit Anfang der siebziger Jahre verwendet. Mit der jüngsten Mannheimer Institutstagung, an der zum erstenmal auch Linguisten aus der DDR teilnahmen, scheint „Sprachkultur" nun auch in der Bundesrepublik etabliert.
Aber mit welchen Folgen? Fällt die west-östliche Verständigung über Sprachprobleme leichter? „Die deutsche Sprachkultur 1984", so verlautbart das Mannheimer Institut, „das ist die Gesamtheit aller sprachlichen Handlungen in diesem Jahr, die Gesamtheit der produzierten (gesprochenen und geschriebenen) Texte, die Gesamtheit auch der Hör- und Lesehandlungen, kurz, der Zustand der Sprachlichkeit im deutschsprachigen Raum." Wenn man sich vom Ansturm solcher Wortgewalt erholt hat, erkennt man, daß hier alles Platz hat, bis zum letzten BILD-Rülpser oder Discjockey-Heuler.

Die „Sprachkultur" in der „sozialistischen Gesellschaft" der DDR dagegen ist, oder soll doch sein: eine „hohe". So der Ostberliner Professor Wolfdietrich Hartung in einer 1981 veröffentlichen Zwischenbilanz zum Thema. In Mannheim warnte er denn auch davor, „jede Art, mit Sprache umzugehen, sofern nur die jeweiligen kommunikativen Aufgaben erfüllt werden", gleichhoch zu bewerten. Und sein Rostocker Kollege Dieter Nerius trug vor: „Die Bemühungen um die Sprachkultur richten sich primär auf

die Beherrschung der Literatursprache . . ." (wobei unter diesem, den DDR-Linguisten aus dem Bruderland UdSSR überkommenen Terminus, allerdings nicht nur die Sprache der „schönen Literatur" zu verstehen ist, sondern das, was ihre westlichen Kollegen „Standardsprache" nennen).
Die DDR-Linguisten zeigen auch keine Scheu, sprachliche Phänomene zu bewerten und sich dennoch auch in der Sprachrichter-Rolle als Wissenschaftler zu betrachten. Die moderne Linguistik in der Bundesrepublik jedoch ist einmal davon ausgegangen, daß sie nur beschreiben, aber nicht bewerten, geschweige denn vorschreiben dürfe. Aber wo geht sie hin, im Zeichen der „Sprachkultur"? Hans-Martin Gauger aus Freiburg erinnerte die Kollegen an den alten Schwur auf die „Deskription" und die Verurteilung der „Präskription". Das Echo war schwach. Mehrmals laut wurde nur die Festellung, daß „eine solche Tagung vor zehn Jahren noch undenkbar" gewesen wäre. „Leave your language alone!" - laß deine Sprache allein - war die Parole der angelsächsischen Linguistik, von der die westdeutsche Sprachwissenschaft viel übernommen hat. Will man nun, allen „weiten" Definitionen von „Sprachkultur" zum Trotz, unter der neuen Losung die Beobachterposition aufgeben und sich bewertend ins Sprachgetümmel begeben?

Der Beobachter der teilweise frustrierten Beobachter wird einen Verdacht nicht los: Man will schon, wenn auch unter sorgfältiger terminologischer Tarnung, und zwar nicht zuletzt, um auf einem neuen alten Feld den Prestigeverlust wettzumachen, den die moderne Linguistik mit ihren quasi-mathematischen Methoden und ihrer für den Laien schwerverständlichen Terminologie erlitten hat.
Zur letzteren sind neuerdings erfreulich selbstkritische Töne aus den eigenen Reihen zu vernehmen. Am weitesten wagt sich Uwe Pörksen (Freiburg) hervor: „Bürokratisch, mit pedantischem Ernst, werden Sachverhalte, die jedermann intuitiv sofort richtig erfaßt, untersucht und statistisch beglaubigt und verumständlicht. Die Disproportion zwischen dargestellter Sache und sprachlichem Aufwand ist das Leseerlebnis. Was wir erfahren, ist nicht falsch, sondern überflüssig." Unzart deutet Pörksen auch an, daß die Menge der überflüssigen Publikationen irgendwie doch mit der Selbsterhaltung der vielen neuen Professoren zusammenhängt.

Nun aber mal ein ganz einfacher Satz. Zum Beispiel: „Ich mag Gerda ihr Kleid." Wird sich ein kulturvoller Linguist dieses Kleid anziehen, oder nur „Gerdas Kleid"?
In Mannheim wurden sich die Sprachwissenschaftler darüber nicht einig, solange sie als Wissenschaftler argumentieren. Gehört also „Gerda ihr Kleid" auf den Grammatik-Müll? Einer wenigstens *muß* auf solche Fragen Antwort geben, nämlich Herr Drosdowski, der Chef der DUDEN-Redaktion. Ein Schüler aus Nienburg hatte beim DUDEN-Auskunftsdienst angefragt, weil ihm sein Lehrer das angeblich mißratene Kleid dick rot angestrichen hatte, aber dann auch nicht genau erklären konnte, warum (sich also einerseits autoritär, andererseits aber unbewußt wie ein zünftiger Wissenschaftler verhielt). Die DUDEN-Auskunftei wußte laut Günther Drosdowski diesen Rat: „Es ist dem Schüler geschrieben worden, daß das in den Mundarten verbreitet ist, daß aber in der Standardsprache er das nicht verwenden soll." Es ist also so, weil es so ist: Grammatik scheint einiges mit Theologie gemein zu haben, zumindest, wenn die DUDEN-Macher sie erklären. Eben ist die neue (vierte) Auflage der DUDEN-Grammatik erschienen. Zwar merkt Drosdowski im Vorwort an, diese Grammatik „beschreibe primär", aber „das bedeutet keinen Verzicht auf normative Geltung". Vielmehr will man, wovon in der Vorauflage von 1973 noch nicht die Rede war, „die präskriptive Tradition fortführen".

Das bekommt nun selbst Günter Grass zu spüren. 1973 war sein an ungenanntem Ort geschriebener Satz: „Die Krähen strichen, als *gab* es nur eine Richtung für sie", nur einfach deskriptiv notiert, als wenn auch sehr seltener Fall eines Indikativ im „irrealen Vergleichssatz". 1984 aber wird Grass präskriptiv gerügt: „Auch in diesen Fällen müßte der Konjunktiv stehen."
Auch solche Dichter-Belehrung kann unter der Flagge „Sprachkultur" segeln, ebenso wie die interessengebundenen alljährlichen Vorstöße der Industrie- und Handelskammern gegen den gegenwärtigen Deutschunterricht. Beim „Institut für deutsche Sprache" scheinen wenigstens einige Mitarbeiter die Gefahren, die „Sprachkultur" als Schlagwort mit sich bringt, erkannt zu haben. So schreibt Rainer Wimmer in den jüngsten „Mitteilungen" des Instituts: „Zur Konjunktur des Ausdrucks ‚Sprachkultur' hat sicher auch beigetragen, daß . . . viele Bildungspolitiker und sich für Bildung und Bildungspolitik verantwortlich Fühlende offenbar ein großes Bedürfnis spüren, ihre normativen Anforderungen an den Sprachgebrauch bestimmter gesellschaftlicher Gruppen unter ein positives Leitwort zu stellen." Wimmer fordert demgegenüber eine „Sprachkultivierung", die einen „reflektierten Sprachgebrauch des einzelnen" fördert.

Kein Rotstift also, sondern erstmal Nachdenken über Gerda ihr Kleid. *Frankfurter Rundschau, 31. 3. 1984*

PERSONAE NON GRATAE
oder Unerwünschte Autoren

Die Vereinigten Staaten sind eine Nation von Emigranten. Jeder Kneipenphilosoph weiß das. Gleichzeitig ist Amerika, und war es immer, ein Magnet für Autoren. Jeder literarische Agent weiß das ebenfalls. Die Verfassung der Vereinigten Staaten verbürgt Redefreiheit. Jeder Staatsbürgerschaftskunde-Lehrer verkündet und weiß das. Aber im Jahre 1952, und obwohl der damalige Präsident Harry S. Truman sein Veto einlegte, wurden vom US-Kongreß die sogenannten *McCarran-Walter Provisions of the Immigration and Nationality Act* verabschiedet.
Aufgrund dieser *Provisions* werden zahlreichen Autoren sowohl der kurze Besuch als auch ein längerer Aufenthalt in den Vereinigten Staaten verwehrt. Amerikanische Staatsbürger dürfen zwar die Werke jener Autoren kaufen und lesen, können ihnen aber nicht zuhören oder ihnen die Hand drücken.
Das PEN American Center hat sich seit langem mit diesem wirklich blamablen Zustand befaßt und hat vor einiger Zeit in New York einen Protestabend veranstaltet, an dem prominente Autoren teilnahmen und Lesungen aus Werken jener „unerwünschten" *confrères* gaben. John Irving las aus García Marquez' Werken, William Styron aus Julio Cortazars Romanen, Arthur Miller aus Angel Ramas Büchern und Susan Sontag aus *Terra Nostra* von Carlos Fuentes: natürlich in der jeweiligen Übersetzung.
Unter den Autoren, denen bürokratische Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden oder wurden, zwecks einer Vortragsreise in die Staaten zu kommen, befinden sich u.a. Graham Greene, Michel Foucault, Joseph Needham, Dario Fo und Alberto Moravia, um nur einige von Weltruf zu nennen. Die meisten der von den Bürokraten angewandten Kriteria waren natürlich ausgesprochen politischer Natur, aber in anderen Fällen war es nicht möglich, den Motiven für eine solche „Aussperrung" auf den Grund zu gehen. Die Gründe für eine solche Maßnahme sind in jedem Falle derart weit gefaßt (und verschwommen) formuliert, daß sie, haben sich die Behörden erst einmal auf sie berufen, kaum noch rückgängig gemacht oder angefochten werden können.
Kein anderes westliches Land besitzt ein derartiges Gesetz, und das Ganze hat inzwischen für die Regierung peinliche und für die Leute vom PEN so ärgerliche Proportionen angenommen, daß Abhilfe geschaffen werden muß. Der Kongreßabgeordnete Barney Frank bemüht sich nun, im Interesse der literarischen Welt Amerikas, diese „Aussperrungs-Provisions" bei einer der kommenden Kongreßsitzungen aufheben zu lassen. *E. B.*

Zitate

Isaac Bashevis **Singer,** Literaturnobelpreisträger des Jahres 1978, erklärte auf eine Interview-Frage, warum er seine ursprünglich jiddisch geschriebenen Bücher aus dem Englischen übersetzen lasse: „Ich wünsche, aus dem Englischen übersetzt zu werden. Soll ich von den Japanern Kenntnis des Jiddischen verlangen? Der englische Text ist mit dem Jiddischen nicht ganz identisch, aber ich selber arbeite mit den Übersetzern, bemerke eigene Schwächen, korrigiere sie. Die englische Ausgabe ist mein ‚zweiter Originaltext' in meiner zweiten Muttersprache."
Ob er mit den Übersetzungen zufrieden sei? Singer: „Ich bin nie mit einer Übersetzung zufrieden. Ich arbeite in zwei Sprachen, aber ich helfe, von meiner Frau unterstützt, auch bei der Übersetzung ins Deutsche. Die israelischen Übersetzer kennen die Bibel zu schlecht, um Bibelstellen zu erkennen, und übersetzen sie aus dem Englischen. Noch schlechter steht es mit Texten aus dem Talmud, der Mischna. Ich setze jeweils die Originaltexte an die Stelle ihrer Rückübertragung. Die Arbeit mit den Übersetzern entwickelt zugleich meine Selbstkritik." (Süddeutsche Zeitung, 7. 9. 1983)

Die **Namen der Übersetzer** vermißte Yaak Karsunke in dem Roman „Die öffentliche Verbrennung" von Robert Coover, herausgebracht vom Luchterhand Verlag; der Vermerk „übersetzt von einer Arbeitsgruppe" erschien ihm zu dürftig, und über die Hintergründe mutmaßte er (Spiegel 51/1983): „Ein Einzel-Übersetzer war dem anspielungs- und verweisungsreichen Text wohl nicht gewachsen. (Trotzdem hätte der Luchterhand Verlag ruhig ein paar Namen nennen können: Die Mitglieder der Arbeitsgruppe brauchen sich ihrer Arbeit nicht zu schämen . . .)"

Wieder einmal bestätigte sich die Erfahrung, daß bei solch mysteriöser Umgehung des Übersetzer-Namens in der Regel etwas faul ist. Denn ein paar Spiegel-Nummern später war ein Leserbrief abgedruckt, unterzeichnet von Peter Behrens, Karin Götte, Werner Schäfer und Heiko Deters: „Als Korrektur: Nicht der Luchterhand-Verlag war es, der die Namen der Übersetzer nicht nennen wollte, sondern die Übersetzer weigerten sich, mit ihren Namen die vom Verlag durchgeführte ‚Bearbeitung' ihrer Übersetzung abzusegnen. Ein Beispiel: aus ‚Der Kommunismus ist das aufgelöste Rätsel der Geschichte und weiß sich als diese Lösung' wurde „. . . und erkennt sich als diese Lösung'. Zitate sollte man nicht korrigieren, auch wenn sie – wie dieses – von Karl Marx stammen!"

Ein ungewöhnlicher Ort für eine Übersetzungs-Glosse: Im Anschluß an seine Schallplattenkritik der Dukas-Oper „Ariane & Barbe-Bleue" schreibt Hans-Klaus Jungheinrich: „Es bürgert sich auch bei großen Plattenfirmen – Ausnahmen bestätigen die Regel – so etwas ein wie eine zynische Folgerung aus der Tatsache, daß unsere alphabetische Kultur langsam, aber sicher unter den Teppich gekehrt wird. Daß gewisse Platten, egal, wo sie erscheinen, nur noch mit englischen Kommentaren geliefert werden, ist vielleicht nicht weiter schlimm angesichts der Dürftigkeit des dort Mitgeteilten, so bedenklich auch der ‚ökonomische' Zwang zur ‚Weltsprache' anmutet. Skandalös nachgerade ist aber die grassierende Übersetzungsqualität, wo man auf Mehrsprachigkeit (noch) nicht verzichten zu können glaubt: da wird schlampig und billig gearbeitet, als sei Sprache ein ‚Kanal', der ruhig einigen Dreck vertragen könne, solange durch all den Schlick die eine oder andere Information noch irgendwie als Botschaft zum Käufer rüberkäme. (. . .)
Im Falle des RCA/Erato-Textheftes zu ‚Ariane & Barbe-Bleue' war der französischsprachige Autor Harry Halbreich auch als Übersetzer ins Deutsche und Englische tätig. Er ist sehr polyglott, aber bedürfte dennoch dringend der redaktionellen Hilfestellung. Große Teile seines eigenen Essays sowie seiner Übersetzung der beigegebenen Aufsätze von Dukas und Olivier Messiaen sind in der vorliegenden Textgestalt nahezu wertlos: Abrakadabra, Galimathias, Stuß." (Frankfurter Rundschau, 5. 11. 1983)

Christine **Nöstlinger,** unser Gast beim 16. Esslinger Gespräch, brach eine Lanze für einen anonymen Übersetzer. In einer Rezension (DIE ZEIT vom 6. 1. 1984) des Kinderbuchs „Gehen Sie heut nacht ja nicht aus dem Haus!" von Babette Cole empfiehlt sie das Buch „uneingeschränkt", fährt dann jedoch fort: „Das einzig Ärgerliche an dem Buch: Der Verlag, der für die deutschsprachige Ausgabe zuständig ist, hat es nicht der Mühe wert gefunden, den Namen des Übersetzers auch nur kleingedruckt zu erwähnen. Daher muß ich dieser Frau oder diesem Mann anonym mein Lob abstatten: So locker und witzig, so selbstverständlich und cool wie der anonyme Übersetzer hier mit ‚Jugendsprache' umgeht, schafft es der hauptberufliche Kinder- und Bilderbuchautor selten.
Falls ‚Gehen Sie heut nacht ja nicht aus dem Haus' eine zweite Auflage erreichen sollte, die ich diesem Buch sehr wünsche, wäre es reizend von der Xenos Verlagsgesellschaft m.b.H., auch einen klitzekleinen Hinweis auf den Übersetzer fallen zu lassen."

Bücher für Übersetzer

Zielsprache Englisch
In der vom Carl Heymanns Verlag, Köln, veröffentlichten und vom Internationalen Institut für Rechts- und Verwaltungssprache herausgegebenen Reihe sind soeben zwei neue Bände erschienen: **Das Dienstrecht der Internationalen Organisationen** (The Service Regulations of International Organizations) und **Staats- und Verwaltungsorganisation – Behörden – Amtsbezeichnungen** (Public Administration – Authorities – Officials). Die Ausgangssprache ist Deutsch, die Zielsprache Englisch. Beide Bände sind für je DM 24,– zu haben, der erstgenannte umfaßt 90 Seiten, der zweite 160 Seiten. Beide Bände sind als Handwerkszeug für Fachleute gedacht, die in fremder Sprache verhandeln müssen, ausländische Besucher zu betreuen haben oder für internationale Aufgaben im In- und Ausland tätig sind. Die Handbücher in dieser Reihe – sieben davon sind bereits erschienen und weitere Bände sind in Vorbereitung – umfassen alle Fachgebiete des internationalen Rechts- und Verwaltungsverkehrs und sind nach Sachthemen geordnet. Sie bieten Übersetzungen und Definitionen, Erläuterungen und sachgebietsbezogene Redewendungen, die in anderen Wörterbüchern nicht in dieser Ausführlichkeit zu finden sind.

Bei Brandstetter, Wiesbaden, ist Dr. A. Kučeras **Compact Wörterbuch der exakten Naturwissenschaften und der Technik,** Volume II, German-English, erschienen. Dies ist der Begleitband zu Kučeras E-D-Wörterbuch derselben Thematik. (Kučera: Compact Wörterbuch, D-E, 825 Seiten, kartoniert, DM 70,–.)

Mit diesem auf benutzerfreundlichem gelben Papier übersichtlich gedruckten Nachschlagewerk, das 67 025 genau gekennzeichnete Eintragungen in der Leitsprache bietet, erhält der

Übersetzer den „Gegenband" zu Kučeras E-D-Compact Wörterbuch, dessen neuartiger und bedeutender Vorteil darin besteht, daß bei einer großen Zahl der englischen Entsprechungen eine Kennzeichnung gegeben ist, die zu der neuesten Ausgabe des „Chambers Dictionary of Science and Technology" hinführt, in welchem eine weitergehende Definition dieser Termini in englischer Sprache geboten wird. Die Terminologien der britischen und amerikanischen Normen und des Deutschen Normenwerkes sind voll berücksichtigt worden; neueste Termini werden in der Leitsprache definiert. Das Werk wird vervollständigt durch zwei ausführliche Aufsätze über den gewerblichen Rechtsschutz im Vereinigten Königreich, in den Vereinigten Staaten von Amerika und in den deutschsprachigen Ländern. *E. B.*

Giuliano Procacci: Geschichte Italiens und der Italiener. Aus dem Italienischen von Friederike Hausmann. Verlag C.H. Beck, München 1983. 419 Seiten, geb., DM 48,-.

Der Autor (Jahrgang 1926), Professor für Neuere Geschichte an der Universität Florenz, wendet sich mit dieser vom Jahr 1000 bis in die Gegenwart reichenden, auch die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen berücksichtigenden Darstellung in erster Linie an Nichtfachleute und an Nichtitaliener (der Band erschien zunächst 1970 in Frankreich). Das bedeutet: Verzicht auf jeglichen wissenschaftlichen Apparat und eine mühelos verständliche, keine Kenntnisse voraussetzende Darstellungsweise (die dennoch nicht ins Anbiedernd-Populäre abgleitet). Das eigens für die deutsche Ausgabe geschriebene Nachwort befaßt sich mit der allerjüngsten Vergangenheit und gibt auch den persönlichen politischen Standpunkt des Autors preis. Kein Nachschlagewerk und Lehrbuch, sondern eher ein interessantes und sehr informatives Geschichts-Lesebuch. *Kn.*

Godehard Schramm: Sardinien. Süddeutscher Verlag, München 1983. 240 Seiten, 15 Illustrationen, geb., DM 29,80.

Trotz einiger praktischer Hinweise kein Reiseführer, sondern beste literarische Reiseprosa für alle, die sich ernsthaft mit Sardinien befassen wollen. Im Anhang eine kritische Zusammenstellung von „Büchern, die sich mit der Insel beschäftigen" und von „Schallplatten mit sardischer Musik". Keine Fotos, dafür Holzschnitte und Radierungen des sardischen Künstlers Stanis Dessy. *Kn.*

Crescencio Antolínez Quijano: Fachwörterbuch für Recht und Verwaltung. Deutsch-Spanisch/Spanisch-Deutsch. 2., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Carl Heymanns Verlag, Köln 1983. 427 Seiten, Plastik, DM 118,-.

Die beiden ersten, ins Auge springenden Vorzüge dieses Fachlexikons sind seine Handlichkeit und seine Übersichtlichkeit. Auf insgesamt nur 427 klar gegliederten und gut lesbaren Seiten gelingt es dem Autor, die Übersetzungen der wichtigsten und gebräuchlichsten Fachausdrücke für Recht und Verwaltung aus dem Deutschen wie aus dem Spanischen unterzubringen. Man darf dem Buch getrost bescheinigen, daß es seiner Absicht, Dolmetschern und Übersetzern bei ihrer täglichen Arbeit hilfreich zu sein, voll gerecht wird.
Zu allen wichtigen Rechtsgebieten, insbesondere zum Verwaltungsrecht, zum Strafrecht, zum Zivil- und Arbeitsrecht ist der Wortschatz in der 2. Auflage erheblich ergänzt worden. Andere Erweiterungen betreffen die öffentliche Verwaltung; hier wurden die modernen Bezeichnungen von Staats- und Verwaltungsinstitutionen berücksichtigt.
Fachausdrücke aus dem Strafrecht und der Kriminologie bilden einen besonderen Schwerpunkt der Neuauflage, weil der wissenschaftliche Gedankenaustausch auf diesen Gebieten zwischen der Bundesrepublik und Spanien sowie den spanischsprachigen Ländern Süd- und Mittelamerikas in den letzten Jahren besonders stark zugenommen hat.
Der Verfasser hat den Schwierigkeiten bei der Gegenüberstellung von Begriffen aus ganz verschiedenen Rechtssystemen große Aufmerksamkeit gewidmet. Dem Benutzer des Lexikons werden teils Lösungen, teils Hinweishilfen angeboten, welche die Verständigung erleichtern sollen.
Das Werk wird sich für alle, die auf den Gebieten des Rechts und der Verwaltung mit beiden Sprachen umgehen müssen, als unentbehrlich erweisen. *Maria Bamberg*

Wilhelm von Timroth: Russische und sowjetische Soziolinguistik und tabuisierte Varietäten des Russischen (Argot, Jargons, Slang und Mat). Slavistische Beiträge, Band 164. Verlag Otto Sagner, München 1983. 194 Seiten, brosch., DM 28,-.

Niemand möge sich durch den gelehrten Titel dieser Dissertation abschrecken lassen. Bei näherem Hinsehen entpuppt sie sich als materialreiche Analyse sprachlicher Bereiche, die in sowjetischen Wörterbüchern zwar größtenteils nicht erfaßt sind, ohne die jedoch dem Russischen - wie jeder anderen Sprache auch - der Pfeffer fehlen würde. Und niemand, der sich ernsthaft mit Russisch beschäftigt, kann auf die Kenntnis dieser „anrüchigen" Sprachbereiche verzichten.
Gegenüber manchen einschlägigen Studien und Nachschlagewerken, die in jüngster Zeit im Westen erschienen sind, zum Beispiel gegenüber dem von A. Flegon herausgegebenen „Za predelami russkich slovarej", zeichnet sich W. von Timroths Arbeit dadurch aus, daß sie sich auf eigene Feldforschung stützt, und nicht auf Belege aus der Literatur. Im Lauf von acht Jahren hat W. von Timroth über 4000 „tabuisierte Varietäten" gesammelt; er hat Arbeiter und Ingenieure, Wissenschaftler und Schüler, Studenten, Musiker und ehemalige Häftlinge befragt. Rund 500 Beispiele aus diesem Korpus werden in der Arbeit als Belege zitiert, zum Teil eingehend erörtert; da sie außerdem in einem Register zusammengefaßt sind, läßt sich die Dissertation auch als Wörterbuch benutzen.
Die bloße Kenntnis einer Wort*bedeutung* hilft gerade bei diesen Wortbereichen oft recht wenig, wenn sie nicht ergänzt wird durch Angaben, in welchem Kontext das Wort gebraucht wird, auf welcher Stufe der sprachlichen Hierarchie es angesiedelt ist. W. von Timroth gibt einen differenzierten Überblick über die Schichtung und Verwendung des Sprachmaterials, indem er, in Auseinandersetzung mit der sowjetischen Forschung, die Begriffe „Argot", „Jargon" „Umgangssprache", „Prostorečie", „Slang" und „Mat" voneinander abgrenzt. (Ob die Ursachen der Tabuisierung allerdings so ausschließlich in *sowjetischen* Gegebenheiten liegen, wie das der Verfasser mit ein wenig ermüdender Ironie immer wieder betont, erscheint zumindest zweifelhaft.)
In den einleitenden Kapiteln wird die Entwicklung der sowjetischen Argot- und Jargonforschung dargestellt. Und gerade an diesem, für den Sprachpraktiker eher trockenen Thema zeigt sich ein weiterer Vorzug der Arbeit - sie ist in einem äußerst klaren Stil verfaßt, frei von jeglichem Wissenschafts-Chinesisch.
Fazit: Der seltene Fall einer für die Praxis brauchbaren, streckenweise sogar vergnüglich zu lesenden Dissertation.
Rosemarie Tietze

DER ÜBERSETZER erscheint zweimonatlich. Einzelpreis DM 3,- zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VDÜ) und Bundessparte Übersetzer der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier. Verlag Druck und Papier. Verantwortlich: Klaus Birkenhauer, Kuhstraße 11, 4172 Straelen 1. Redaktion: Rosemarie Tietze, Implerstraße 28, 8000 München 70; Holger Fliessbach, Rieperdinger Straße 11, 8018 Grafing bei München. Herstellung: Lothar Letsche. Postgirokonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68-704 (Bankleitzahl 600 100 70). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. - Druck: W. E. Weinmann Druckerei GmbH, 7024 Filderstadt (Bonlanden).